

Hieronimus Ringier, Pfarrer und Dekan in Kirchdorf

Autor(en): **Hürner, L.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **30 (1881)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hieronimus Ringier,

Pfarrer und Dekan in Kirchdorf.

Von

L. Gürner, Pfarrer.

Exegi monumentum aere perennius,
Regalique situ pyramidum altius,
Quod non imber edax, non aquilo impotens
Possit diruere, aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum. — — —
Horatii carminum III, 30.

Der Mann, dessen Lebensbild hier gezeichnet werden soll, würde sich des eben angeführten Horazischen Wortes in seinem Vollsinn kaum bedient haben, um den Werth seines Erdenwirkens selbst zu taxiren; denn eine aufrichtige Bescheidenheit, in welcher er nicht viel aus sich selbst machte, war ihm eigen. Dennoch fällt uns eben dieses Wort im Augenblicke ein, in welchem wir die Hand an eine Aufgabe zu legen im Begriffe stehen, deren Lösung zu versuchen uns mehr die dankbar liebende Pietät, als die Meinung bestimmt, der Verewigte bedürfe des Denksteins, der ihm in diesem Mausoleum hervorragender Bürger unseres Landes gesetzt werden möchte. Sicher gilt von ihm, daß weit besser und bleibender, als Künstler mit Pinsel oder Meißel, oder Biographen mit der Feder in der Hand das können, er selbst sich ein dauernd Denkmal gesetzt hat durch sein Leben und Wirken während der Zeit seines irdischen Arbeitstages in der dankvollen Erinnerung der so Vielen,

denen er Vieles ward. Kaum Einer, der überhaupt Empfänglichkeit für das geistige Wesen Anderer besitzt, wird je mit Ringier näher verkehrt haben, ohne daß ihm derselbe sich bleibend verinnerlicht hätte. Denn weder zu der Art von Menschen hat er gehört, die hinter ihrer Außenseite wenig, oder nichts an innerem Kern bergen, noch zu denen, die denselben so tief unter der Oberfläche verhüllen, daß es nur selten Einem vergönnt wird, ihn zu erschauen. Persönliche Berührung mit ihm ließ Keinem den Eindruck der Leere, oder der Langeweile zurück. Wo und wie auch man an ihn kam, da gab er sich selbst. Sich mitzutheilen war nicht seine gesuchte Manier. Es war seine natürliche, ungesuchte, ihm eigenthümliche Art und Begabung. Keiner ging darum unberührt von ihm, Keiner ohne von seinem stets frisch und warm pulsirenden Leben Etwas in's Eigene empfangen zu haben; wenn anders — das sei wiederholt betont, — es ihm überhaupt an der Receptivität für die geistige Eigenthümlichkeit Anderer nicht gebrach. So meinen wir uns berechtigt, zu sagen, Pfarrer Ringier sel. bedürfte wohl eigentlich nicht, daß man ihm nach seinem Ableben vom irdischen Schauplatz Denksteine setze; er hat sein bleibend Andenken sich selbst bei Leben gestiftet durch sein Leben, das er unwillkürlich in Andere übertrug. — Indeß menschlicher Gedenkraft gegenüber macht sich doch der Jahre Fluß und der Zeiten Flucht allmählig geltend. Eine Generation drängt die andere mit ihrem Leben, ihren Erinnerungen vorwärts in's Meer der Vergangenheit, schließlich auch der Vergessenheit bei Menschen. Der Physiognomie zumal des Geistes, der die Gegenwart beherrscht, eignet je länger je weniger der Zug dankbar=liebender und pietätsvoller Erinnerung an die, welche wirkliche Wohlthäter waren für ihre Zeit und den Kreis, in dem sie

lebten. Rastlos und hart geht der Schritt einer drang- und nothvollen Zeit, bald ohne Gefühl, dann bald auch ohne Erinnerung über die Gräber der Entschlafenen, mit so manchen anderen Angelegenheiten des Gemüthes und des Gewissens auch die Pflege der pietätvollen Erinnerung an sie als reine Privatsache erklärend, mit der es Jeder nach Gutfinden halten mag (à sa façon!).

Mehr kalt und stolz, als edel und berechtigt, faktisch aber wahr, ist das Wort: „Die Republik kennt keinen Dank.“ Haben schon Solche die Wahrheit dieses Wortes erfahren, deren Lebenswirksamkeit darauf gerichtet war, sich nach dem Urtheil der Menge um solche Dinge bleibend verdient zu machen, welche der jeweiligen so oder anders modifizierte Geist, der eine Zeit durchherrscht, auf die wechselnde Tagesordnung des Begehrenswerthen und Verdienstlichen setzt, um wie viel mehr müssen solche Bürger der Republik dieser Erfahrung ausgesetzt sein, die ihr Bestes, ihr Leben, sich selbst — und sei es auch mit höchstmöglichem Erfolg — während der Dauer ihres zeitlichen Tagewerkes für ideale Dinge eingesetzt haben, für welche einer vorwiegend materialistischen Durchschnittsrichtung Beides zu fehlen scheint: das Verständniß und das Begehren!

Je mehr dieses wird zugestanden werden müssen, um so weniger kann es überflüssig erscheinen, daß, entsprechend einer Tendenz dieses Jahrbuches, in seinen Blättern, gezeichnet aus lebendiger Erinnerung und dankbarer Liebe eines noch zeitgenössigen, das Lebensbild eines Mannes der Zukunft überliefert werde, dessen Leben und Wirken dem Wohle seines Volkes und Vaterlandes in der Pflege seiner höchsten, der idealen Güter in hervorragender Weise diente.

Der Verlauf des äußeren Lebens des Herrn Hieronymus Ringier von Zofingen und Bern bietet wenig Auffallendes

dar. Durch äußere Ereignisse bewegter erscheint es eher gegen sein Ende, als in seinem Anfang und in seiner Mitte. Im Pfarrhause des oberländischen Bergthales Habkern erblickte Ringier am 19. November 1810 das Licht der Welt. Mit 5 Geschwistern wuchs er dort unter der liebenden und ernstesten Zucht eines pflichtstrengen und in den philosophischen, wie pädagogischen Fächern — wie sie wohl damals nach der Regel non multa, sed multum betrieben wurden — sattelfesten Vaters auf. Mit der Führung seines Pfarramtes verband derselbe auch die Leitung einer Art von Privat-Gymnasium. Unter dem regel- und taktfesten Rektorat von Pfarrer Ringier, Vater, fanden dort zu wissenschaftlichen Studien bestimmte junge Leute aus Familien von Bern und auch andern Orten eine treffliche Anleitung zu ernstem Studiren, regelmäßiger Arbeit und treuer Anwendung der Zeit in exakter Pflichterfüllung.

Lehrplan und Ziel dieser Privatschule scheinen auf Befähigung zum Eintritt in die letzte Vorhalle der bernischen Akademie, wie sie vor Gründung der Universität bestand, gerichtet gewesen zu sein. Daß da wacker gearbeitet worden sein muß, dafür vernahm Schreiber dieser Zeilen bei einer alten Frau der Gemeinde, der er jetzt angehört, bei fast jedem Besuche, den er in ihrem Hause machte, unter Erzählung verschiedentlich, den Geist des Elternhauses Ringier als einen zugleich heitern und ernstesten, schildernden Anekdoten, stets gern wiederholtes Zeugniß. Jene nun auch heimgegangene Frau, welche einen Theil ihrer Jugendjahre im Pfarrhause Ringier zu Habkern zugebracht hatte, leuchtete ganz eigentlich vor Freude auf, als ihr Pfarrer ihr einst entdeckte, daß er mit dem Hause

Ringier wohl bekannt und sogar mit „Hieronimi“ verwettet sei. Von da ab zog sie immer mit Vorliebe das Gespräch auf den Boden jener Zeiten und ihrer Erlebnisse. Aber noch gewichtigere Zeugen für die heilsamen pädagogischen Einflüsse des Elternhauses Ringiers sind die Männer, die aus demselben hervorgingen, mit ihren wissenschaftlichen und praktischen, mit ihrem ganzen Charakterwerth. Da sind unseres Hieronymus ältere Brüder: Gottlieb, verstorben als Pfarrer in Huttwyl, und Staatschreiber Ringier in Aarau, Männer, welche bleibend gesegnetes Andenken in ihren Wirkungskreisen hinterließen; ein jüngerer Bruder, Adolf, verstarb in der Blüthe seiner Jahre als ein äußerst strebsamer und zu schönsten Hoffnungen berechtigender *candidatus medicinæ*. Eine an Geist und Gemüth ausgezeichnete Schwester starb als wahres Vorbild einer langjährigen christlichen Dulderin an einer langsam, aber sicher sie hinrassenden Krankheit im Hause ihres Bruders in Aarau. Und einer anderen Schwester, Sophie, welche dann bis an ihr Lebens-Ende für das Haus und auch die Gemeinde ihres Bruders miterbauende schweesterliche Helferin seines Familien- und Amtslebens wurde, werden wir in den nachfolgenden Blättern noch mehr begegnen. Die gute Frucht sorgfältiger elterlicher Erziehung erwies sich als beste Mitgabe für's Leben schon im akademischen curriculum des Sohnes Hieronymus, das er zur wissenschaftlichen Vorbereitung für das Pfarramt zu Bern durchlief und im Jahr 1833 mit einem vorzüglichen Examen als einer der Jüngsten seiner 10 Mann zählenden Promotion abschloß. — Fast hatte es den Anschein, als wäre Ringier eher für eine pädagogische, als für die Laufbahn im Dienste des kirchlichen Pfarramtes bestimmt. Wohl schon gegen Ende seiner Studienzeit und

sicher noch ein Stück seiner Kandidaten-Zeit hindurch war Ringier Lehrer am bernischen Waisenhanse, zu welcher Stellung auch damals nur sehr gute Empfehlung den Weg bahnte. Nach Verlauf der Lehramtszeit im bernischen Knabenwaisenhanse war es wiederum die schon bekannt gewordene Tüchtigkeit des jungen Mannes, welche ihm den Ruf in die sehr angesehenen Familie Zuber in Kirheim bei Mülhausen im Elsaß zu deren Hauslehrer verschaffte. Dort brachte Ringier einige Jahre in pädagogischer Wirksamkeit und in Verhältnissen zu, an die er sich immer mit Freuden erinnerte. Was er der Familie, welche ihm die Unterrichtung ihrer Kinder anvertraut hatte, gewesen sein muß, beweisen die bis in seine spätere Lebenszeit treu haltenden Freundschaftsbande, welche sich zwischen ihm und seiner damaligen Patronatsfamilie geknüpft hatten. Eine bloße „Anstellung“, oder „Geschäftsjache“ war sicher dieses Präzeptorat nicht. Seine wissenschaftlichen Studien pflegte und führte Ringier auch dort in mehrfachem nach dieser Seite Anregung bietendem Verkehr mit Gebildeten, wenn auch nicht in der Weise des Kollegienbesuches in Hörsälen, doch um nichts destoweniger gute Frucht bringend, fort. Wie er aber auch später nie besonders große Stücke auf einer sich vom Schauplatz des wirklichen Lebens entfernt haltenden abstrakten Wissenschaftspflege hielt, ganz besonders nicht für den Theologen im praktischen Pfarramte, so führte er in der Zeit seiner Wanderjahre seine wissenschaftliche Vorbereitung auf's Pfarramt auch nicht in der sonst meist gewählten Form eines neuen studentischen Lebens-Abschnittes nach Absolvierung des Staats-Examens weiter, sondern in Verbindung mit der Bildung zu freier und feiner Geselligkeit im Umgang mit Gebildeten von mancherlei Stand und Stufe. Hierzu fand er im

Hause Zuber, das ein geselliges Centrum für seine Umgebung gewesen zu sein scheint, reichliche Gelegenheit. Der in keiner Situation verlegene und jeder gewachsene freie und feine Takt im Verkehr mit Jedermann, wer er auch war, blieb ja immer ein charakteristisches Kennzeichen der wahrhaft universellen Bildung Ringiers und war wohl ohne Zweifel mit einer glücklichen Errungenschaft seiner Präzeptorat-Periode. Nach seinen eigenen Aussagen dankt er vieler Gelegenheit, welche sich ihm damals in Musik liebenden und treibenden Gesellschafts-Kreisen hiezu bot, die sehr weit gehende Ausbildung seines großen musikalischen Talentes. Zu einer wahren Virtuosität auf der Violine gelangt, hat er diese dann auch später in musikalischen Kreisen verwerthet, am liebsten und glücklichsten aber in seiner Familie, die er auch zu einer lieblichen Hauskapelle heranbildete, bis in seinen letzten Jahren nervöse Krämpfe in der Hand ihm seinen früher so sichern Saitenstrich zu seinem und Anderer großem Leide verunmöglichten.

Während der Studienzeit Ringiers hatte sein Heimathhaus eine Verlegung erfahren. Im April 1827 war Pfarrer Gottlieb Ringier, Vater, nach 24jähriger Wirkksamkeit in dem engen Bergthale von Habern nach dem prächtig frei vor die Fronte der Berner-Alpen situirten Kirchdorf befördert worden. Unser Herr Hieronymus ahnte wohl damals nicht, daß mit dieser Verlegung seines Vaterhauses auch für ihn der Ort für Wirkksamkeit und Verlauf seines ganzen eigenen Lebens fixirt war. Hatte er seine bedeutenden pädagogischen Anlagen bisher in den genannten eigentlichen Lehrerstellungen bethätigt und auch durch deren Ausbildung eine sehr wichtige weitere Vorbereitung für sein späteres Wirken in Pfarramt und Familie gewonnen,

so war mit dem Umstande, daß Vater Ringier in langwährende Krankheitsleiden kam, für den Sohn der Zeitpunkt gekommen, in dem er in seine eigentliche Bestimmung und Lebenswirksamkeit treten sollte. Nach dem Wunsche seines kranken Vaters trat Sohn Ringier als dessen Vikar zuerst im Elternhause und dann in der Gemeinde zu Kirchdorf in die Praxis des kirchlichen Pfarramtes. Nachdem es ihm vergönnt gewesen war, während sieben Jahren seinem Vater als liebender Sohn und Gehülfe in schweren Leidenszeiten treu zur Seite zu stehen, erlebte er im Jahre 1843 den Schmerz, denselben vierundsechszig Jahre alt aus diesem Leben abscheiden zu sehen. Da die Mutter schon lange dem Vater vorangegangen war, so stand der Sohn jetzt verwaist da. — Doch schon waren die Grundsteine gelegt, auf denen für ihn sich nun neues Leben und neues Glück, die gesegnetste Wirksamkeit in eigener Gemeinde und Familie, erbauen sollten. „Mein Loos ist mir gefallen auf's Liebliche.“ Das konnte nicht leicht für Einen so gelten, wie für Ringier, vom Anfang seines Pfarr- und Hausstandes an durchgehend bis zu dessen Ende. — Ein Ehrenzeugniß für den 7jährigen Vikariatsdienst des Sohnes wie für den sel. Vater Ringier selbst ist es, daß die Gemeinde Kirchdorf Ringiern auch als Nachfolger des Vaters im Pfarramt zu haben wünschte. Den Wunsch der Gemeinde erfüllte die damalige Pfarrwahlbehörde am 3. April 1843. In eben demselben Jahre gründete Ringier auch seinen eigenen Hausstand. Die an äußeren und inneren Vorzügen gleich sehr ausgezeichnete Frln. Karoline Wenger, Tochter des damaligen Pfarrers Wenger in Ruggisberg, war ihm zu seiner Lebensgefährtin und Amtsgehülfin beschieden. In ungetrübter glücklichster Harmonie bestand diese Ehe fünfunddreißig Jahre als

eine der in jeder Beziehung Beglücktesten, die es wohl geben kann. Im Herbst 1878 ging Frau Pfarrer Ringier nach schmerzvoller langer Leidenszeit ihrem Gatten in's andere Leben voran. Die jetzt noch lebenden Kinder aus dieser Ehe sind: Fräulein Klara, Ernst, jetzt Dr. Med. und Arzt in Kirchdorf, die Zwillingssbrüder Emil und Paul, von denen Ersterer sich dem Handelsstande gewidmet hat und Paul, als Ringier III., durch Berufung Seitens der Gemeinde der Amtsnachfolger von Vater und Großvater in ununterbrochener Successions-Reihe in Kirchdorf geworden ist. Die Dritte im innigsten Herzens- und Wirkens-Bunde mit Herrn und Frau Pfarrer Ringier war die schon oben erwähnte Schwester des Herrn Pfarrers, Fräulein Sophie, deren ausgezeichnete Geistes-tugenden in Verbindung mit hohem praktischem Geschick für das Leben ihr in Pfarrhaus und Gemeinde Kirchdorf die Lebensbestimmung einer Tante, ja einer „Tabea“, so dürfen wir sagen, anwiesen, welche sich nicht nur unentbehrlich machte, sondern dieses wirklich auch war, so lange für sie der Arbeitstag währte. Das glückliche Familienleben, das im Pfarrhause Ringier gelebt wurde, möchte wohl füglich verglichen werden können dem ruhigen Laufe eines tiefen und klaren Baches zwischen freundlichen grünen Matten hindurch, die gut angebaut und wohl gepflegt sind, gedeihliche Saaten und fruchtbare Bäume tragen. Felsblöcke, schäumende Stürze und kochende Wirbel finden sich nicht in solchem Bacheslauf. Welche Gestalt der christliche Geist dem Ehestand und dem Familienleben da gibt, wo er diese menschlichen Lebens-Bünde zugleich weiht und segnet, ist uns gesagt in den neutestamentlichen Schriftstellen Coloss. 3, 12—15, vergl. mit Ephes. 5, 19—28 und Ephes. 6, 1—10. Wo der Geist Jesu Christi das Familienleben

heiligt, da bildet er auch das feste Band der Liebe, der Einheit und des Friedens zwischen allen Gliedern einer Familie, da verklärt er das häusliche Leben mit seinen irdischen Pflichten und Mühen, Sorgen und Freuden zum gesegneten Abbild der Gemeinden Gottes im Kleinen. Kaum zwar wird je ein Familienleben unter den Bedingungen der irdischen Unvollkommenheit zu finden sein, das da darstelle ohne allen Fehl die reine Gemeinde Christi auf Erden. Ohne Uebertreibung aber darf von dem Familienleben in Kirchdorf gesagt werden: wenn irgendwo, so fühlte man sich dort in einem Familienkreise, in welchem der Geist, der wahres Glück einzig bringt, alle seine Glieder grundeinig und innig verband und Jeden, dem kürzere oder längere Zeit in diesem Kreise zu weilen vergönnt war, mit seinem Segen beglückte. Wer in dieses stets gastlich geöffnete Haus kam, dem ward bei seinen Bewohnern wohl. Und diese hatten gar nicht nöthig, erst den Sonntagsrock und das Sonntagsgesicht hervorzusuchen, damit man bei ihnen gern weilen möge. Wer mit einem Wehe im Herzen kam, das er in schmerzhafter Berührung mit der Mitwelt empfangen hatte, der fand hier Linderung für seine Wunden, denn da herrschte der Geist, der die zerstoßenen Herzen heilt und den Menschen mit dem Mitmenschen, mit sich selbst und mit Gott wieder zurecht bringt. Ein milder, wahrer, praktischer, christlicher Hausgeist war das wohlthuende, auf dem Hausaltar stets priesterlich unterhaltene Feuer dieses Hauses. — Aber sehr würde irren, wer sich dächte, das Leben hätte da äußerlich eine bestimmte geistliche Signatur an sich getragen und wäre einer spezifisch christlichen Methode unterworfen gewesen. Weit entfernt hievon legte es Keinem auch nur den geringsten Zwang in der Entfaltung dessen

auf, was an seiner Individualität berechtigt war. Der stets unterhaltene frische und fröhliche Zug einer wahren Geistes=Freiheit ließ die Luft dieses Hauses nie schwül werden. Er künsteltes Wesen, alle Effekthascherei und besonders die auf religiösem Gebiete, hatte hier ebensowenig ihren Platz, als anderes komplimentöses Ceremoniell. — Wollte derartige fremde Waare je von Andern importirt werden, so fehlten nicht jene Solches abwehrenden Gegen=Grüße, eine stets freundlich, nie kränkend dargereichte Priße nicht faden Salzes. Das Gesetz der Wahrheit und das der Freiheit galten hier eines um des andern willen. So war denn auch das häusliche Leben der Pfarrfamilie in Kirchdorf mustergültig und ein Licht auf dem Berge für das Familienleben in der Gemeinde. — Und der Pflanzler und Pfleger solchen Hausgeistes war der Hausvater und Hausherr selbst, in welchem er in reicher, stets frisch sich erneuernder Fülle lebte. Aus ihm ging er in die Familie und in die Gemeinde, welche für ihn nicht getrennte Dinge, sondern nur zwei konzentrische Kreise, ein engerer und ein weiterer, waren, als deren Geist und Leben spendendes Centrum er in glücklichster Weise das Problem gelöst hat: wie ein Pfarrer für seine Familie und für seine Gemeinde zugleich Seelsorger sein kann, so daß Keines durch das Andere Abbruch erleidet und wessen das Eine, dessen auch das Andere zu genießen hat. — In Ausübung seines Pfarramtes wendete Ringier das reiche Maaß seiner hiefür ausgezeichneten Begabung und Kraft besonders dem zu, was er als den eigentlichen Mittelpunkt pastoraler Thätigkeit bis an sein Ende ansah und mit äußerster Treue pflegte: nämlich der öffentlichen Predigt des Wortes Gottes vor der Gemeinde. Sein Ruf als Prediger war bald weit über die Grenzen der Gemeinde

gedrungen. Und in derselben frischte ihn wohl jede Sonntagspredigt, die in Kirchdorf kaum je vor leeren Bänken gehalten wurde, neu auf. An Bibel- und Missionsfesten, die in der Umgegend von Kirchdorf, wie in Kirchdorf selbst, veranstaltet zu werden pflegten, mochte man je länger je weniger sein begeisternd und erfrischend Wort vermissen, in dessen Anwendung er keineswegs längst breit getretene Geleise einhielt. So war Ringier bald für Alle, welche vom Worte eines evangelischen Predigers Zuthellung geistigen Nährbrodes bei verschiedenen Anlässen erwarten, der Mann geworden, bei dem sie das Gesuchte fanden, in seiner eigentlichen Pfarrgemeinde, wie auch in weitem Umkreise außerhalb derselben. Und was eben so sehr das Schönste, als keineswegs das Gewöhnliche, ist: Ringiers Ruf als Prediger, weder gesucht, noch auf wohlfeile Weise durch Effektmittelchen schnell erhascht, minderte sich nie, so lange er Prediger war. Ringier hatte überhaupt nichts Sternschnuppenartiges an sich, wohl aber leuchtete aus seinem Wort, wie aus seinem ganzen Leben ein wärmendes, helles, klares und beständiges Licht. Auf der Kanzel war er kein Anderer als unter derselben. Im Umgange mit Anderen, im ganzen alltäglichen Leben und im besondern seelsorgerlichen Verkehr mit seinen Gemeindegengenossen, daheim und in den Häusern Anderer, im Familienkreise, wie in der Unterweisungs-Stube, wie in den Versammlungen von Armen-, Schul- und Gemeindebehörden, überall war er der Gleiche, gleich leutselig von Herzen, gleich heiter, gleich ernst, gleich scharf, stets das Rechte sofort treffend auf Blick, Wort, Rath und That, gleich sehr erfüllt von regem Interesse für das Beste Aller, gleich ungetheilt und ganz bei der Sache, an der er war. Von Nichts, an das er einmal die Hand gelegt, zog er sie ab,

ohne daß er, so weit an ihm, das Werk einem gedeihlichen Ende zugeführt hätte. So konnte es wahrlich nicht fehlen, daß ihm das volle Vertrauen der Glieder und Behörden seiner Gemeinde in reichstem Maße ward und blieb, und zwar nicht bloß für geistliche, sondern auch für wichtige äußere Angelegenheiten der Gemeinde. Daß auch ihm gegenüber hie und da Tendenzen sich zur Geltung zu bringen suchten, die den scharfblickenden Pfarrer lieber von Einmischungen in diese oder jene Gebiete fern halten wollten, konnte freilich kaum fehlen. Allein das hatte er weder zu fürchten, noch zu beklagen. Denn nie und nirgends hatte er sich je vorgedrängt. Wohl ließ er sich stets finden. Und nie hatte es Jemand zu bereuen, wenn er ihn suchte. Dessen mußte Jeder ja bald gewiß werden, daß er sein Vertrauen einem Manne zugewendet habe, der, des Vertrauens werth, nicht das Seine suchte. So durfte er's getrost auch auf allfällige Bemängelung ankommen lassen. So mochte es denn wohl geschehen, daß es auch für sein langes Amtsleben trübere Nebeltage gab. Nie aber währte es lange, bis die Sonne die Nebel wieder freundlich durchbrach. Nie gabs solche Nebeltage, für die der Dunst von ihm ausging. Nie, während der 46 Jahre seiner ganzen Amtsthätigkeit, endeten sie wirklich mit Sturm. Das ist nicht jedem Pfarrer beschieden, der eine so lange Reihe von Jahren in gleicher Gemeinde amtirt, d. h. so amtirt, wie Ringier: in reger, nicht laß werdender, einsichtsvoller und durch Grundsätze geleiteter Thätigkeit auf allen Gebieten des Gemeindelebens. Mit Schweigen und Gehenlassen sind Konflikte und Erfahrungen des Undankes schon eher zu vermeiden. Seine Farbe bekannte Ringier ohne Tünche, — seine religiöse und seine politische — in allen den Fällen, in welchen vom Manne zu verlangen ist, daß er zeige,

weiß Geistes Kind er sei. Und diese seine Farbe war unbedingt eher die des Konservatismus, als die, welche oft unbesehen für die des Liberalismus gilt, — und zwar war sie noch eher die des Konservatismus nach 1846 und 1850 bernischer Geschichte, als die des Konservatismus von vorher. Allein der Mann, dem im guten Sinne des Wortes nichts Menschliches fremd war, hatte zu viel praktischen Scharfblick hinter die Coulißen, von denen aus die Drähte der Figuren auf dem dem Publikum offenen Theater regirt werden, zu viel Einsicht und Erfahrung, daß überall, wo Menschen agiren, auch geirrt werden kann, daß also das non posse peccare Niemandem zukommt, als daß er sich zu politischen Agitationen her- und politischer Leidenschaft hingeeben, oder vom Wahne hätte bestimmen lassen, er müsse auch Andere mit seiner Farbe bestreichen. Er gehörte bei sehr fest ausgeprägter eigener Ansicht eben doch der freien Schule freier Ueberzeugung. Und in dieser ließ er auch Andere ungehindert ihre Lebensstudien machen, wenn wohl er nicht hinter dem Berge hielt, was für ihn Sache der Ueberzeugung war. So kam's, daß er die politisch aufgeregten Perioden von 1846, 1850, 1854 u. s. w., sogar die Zellersturm-Periode, ohne nennenswerthe Anfechtungen überlebte, während doch sonst gerade in solchen heißen Zeiten bekanntlich die Wespen nicht am wenigsten gern je die besten Früchte benagen. Möchte es nicht an Solchen fehlen, welche Ringier das Prädikat eines feinen Diplomaten beizulegen geneigt waren, und war das in gewissem Sinne nicht ganz unberechtigt, so gehörte er jedenfalls nicht der diplomatischen Kunst zu, in der aus Bitter Süß, aus Ja Nein gemacht wird ohne Bedenken, je nachdem der Zweck dieses oder jenes Mit-

telchen fordert. Als leichtes Korkholz schwamm er nicht auf allen Wassern obenauf.

In seinem ebenso weitichtigen, als frohmüthigen Glauben, daß auf allen Seiten Anknüpfungspunkte für das Gute sich finden und das Festhalten daran, Pflicht der Liebhaber des Guten auch dem Meinungs-Gegner gegenüber sei, liegt der Schlüssel für das, was an ihm als diplomatische Anlage erscheinen mag.

Zur steten verlässlichen Stütze des Schulwesens seiner Gemeinde, wie zum von Lehrern und Schülern stets willkommen geheißenen, befreundeten Gaste in den Schulen ward aber Pfarrer Ringier nicht vermöge einer klug berechnenden und vorsichtigen prinzipiellen Aequilibristik, oder durch Loben und Gutheißens dessen, was ihm selbst nicht hätte gefallen sollen, auch nicht durch Schweigen, wo Reden Pflicht war. Ein gründliches fachmännisches Verständnis pädagogischer Forderungen und richtiger Methodik, verbunden mit einer durchschlagenden, stets leutseligen und nie kränkenden Bestimmtheit, mit der er das Richtige gegen das Verfehlte zur Geltung zu bringen verstand, und dieses Alles in stets regem liebevollem Interesse für jeden wirklichen Fortschritt auf dem Gebiet der Schule, das war's, was ihm auch in Schulangelegenheiten bei Gemeinde, Behörden und Lehrern eine gesegnete Wirksamkeit sicherte. Bis zur Einführung der jetzigen Schul-Inspektorate war er Schul-Kommissär eines sehr weiten Kreises des Amtes Seftigen. Seinen stets munteren Leben in den Schulen weckenden Inspektionen und Examinationen beizuwohnen, war eine wahre Freude und Belehrung. Diesem scharfblickenden Inspektor ein X für ein V zu machen, war nicht leicht.

Ueber dem Leben und dem Detail des Wirkens in Familie und Gemeinde verlor Ringier aber nie den Blick auf das große Ganze unserer bernischen Landeskirche, deren jede Gemeinde eine Partikel ist, und der gegenüber jeder Pfarrer nicht minder einer gewissen Verantwortlichkeit bewußt sein soll, wie gegenüber seinem Wirkungskreise in der örtlichen Gemeinde. Die gleichen Eigenschaften, welche im pastoralen Verkehr mit seiner Gemeinde ihm die Herzen Aller gewannen, erwarben ihm auch hier das volle Vertrauen und führten ihn an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten sowohl in der bernischen Bezirks-, als in der bernischen Kantons-Synode früherer und jetzt geltender Ordnung. Die erste Stufe auf der Leiter der kirchlichen Würden, die nun nicht mehr existirende Beamtung eines Suraten, oder Visitators, bekleidete er frühe schon. Seit dem Jahre 1860 war er Dekan des Berner Kapitels. Nach 7 Jahren legte er diese Würde (im Jahr 1867) nieder, weil die eben ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen verschiedenen theologischen Parteien, die im Jahr 1866 ganz besonders heftig in der bekannten Versammlung der Bezirkssynode von Bern aufgetreten waren, ihn mehr betrübt als erbaut haben mochten, obschon und vielleicht richtiger eben weil die kirchliche Richtung, die ihn als ihren Vertreter ansprach, mit der dort durchgesetzten Verurtheilung des Langhans'schen „Leitfadens“ einen parlamentarischen Sieg errungen hatte, der dem Sieger wenigstens so theuer zu stehen kam, als den Besiegten. — Im Synodal-Ausschuß und auch in der Prüfungs-Behörde für die Kandidaten des Predigt-Amtes, wie dann auch im Synodal-Rath der Kirchenordnung vom Jahr 1874, überall ward ihm seine Stelle angewiesen und keine dieser Stellungen verließ er, ohne in ihnen an

ihren praktischen Aufgaben gearbeitet und die Erreichung wünschbarer Ziele wesentlich mit seiner Einsicht und eingreifenden Thätigkeit gefördert zu haben. Obschon es ihm bei seinen Anschauungen wahrscheinlich nicht ganz leicht geworden sein mag, den im Drang der Zeit aus den Fugen gerathenen und nicht mehr haltbar gewordenen Bau der frühern reformirten bernischen Staatskirche abtragen zu helfen, um einen kirchlichen Neubau aufzuführen, so war doch er einer der Ersten, welche diese Nothwendigkeit klar erkannten und zur Erhaltung einer möglichst einheitlich gestalteten, aber auf christliche und politische Freiheit gestellten Landeskirche ohne Rückwärtschauen mit grundsätzlicher Entschiedenheit Hand an's Werk des Neubaus legten. Noch erinnert sich Verfasser dieser Zeilen mit Freuden eines ihn selbst in seinen Ansichten bestärkenden und im Festhalten an denselben ermunternden Briefes, den er in den Zeiten, in welchen die kirchliche Verfassungsfrage noch mehr eine gährende, als eine offen besprochene war, von Ringiers Hand geschrieben, las. Dort hieß es: „Eine Landeskirche ist bei uns nur möglich auf breiter demokratischer Verfassungs-Grundlage des politischen Staates“ — und wie fest er am Glauben hielt, daß nur durch ein einträchtiges Zusammenwirken der verschiedenen theologischen Richtungen innerhalb der gleichen Landeskirche, in Verwerthung verschiedener Gaben zu gemeinem Nutzen, unser kirchliches Gemeinschaftsleben wohl erbaut werden könne, bewies seine den Abschluß eines keineswegs leichten Werkes auf's Glücklichsste fördernde Mitarbeit an der neuen Liturgie in der eigens hiezu bestellten Spezial-Kommission. Es war das Ringiers letzte Bethätigung in den kantonalen kirchlichen Behörden und außerhalb des engern Wirkungskreises in seiner Gemeinde.

Theils freudig, theils tief schmerzlich ihn während seiner letzten Lebensjahre bewegend, waren Ereignisse sowohl seines Familien=Lebens, als eines vorzüglich, das sich auf dem Boden der Oeffentlichkeit zutrug und ihn zu einer ganz besonderen neuen Art der Bethätigung rief. In der Zeit, in welcher am Schluß des letzten französisch=deutschen Krieges die Schweiz die flüchtige Bourbaki'sche Armee zu interniren hatte, bekam auch Kirchdorf ein Internirten=Kontingent. — Durch Unvorsichtigkeit gerieth die Kirche, in welcher eine große Zahl der Internirten untergebracht werden mußte, in Brand und wurde durch das Feuer, bis auf die gänzlich ausgebrannten Mauern, völlig zerstört. Wie tief auch Ringiern die totale Vernichtung des alten traulichen Gotteshauses gehen mußte, in welchem eine so lange Reihe von Jahren hindurch sein Vater und er mit so viel Segen das Wort Gottes der stets für dasselbe empfänglichen Gemeinde zuzudienen vergönnt gewesen war, — er ließ sich hier so wenig, als in anderen wichtigen Fällen seines Lebens, zu unthätig klagender Trauer niederbeugen. Bald nach dem Brande als Präsident an die Spitze einer Kirchen=Neubau=Kommission gestellt, unterzog er sich mit gewohnter Energie einer neuen aufreibenden Thätigkeit auf baulichem, administrativem und finanziellem Gebiet. Hier bedurfte es wirklich seines umsichtigen, praktischen Geschickes. Fast unerwartet schnell war der Bauplan entworfen, der Zufluß der für den Neubau nöthigen sehr beträchtlichen Geldmittel gesichert, und die energische Ausführung des Werkes im vollen Betrieb. Fast ist's, als ob er sich vorgenommen hätte, an seinem Theil hier das Wort des Propheten Haggai wahr machen zu helfen: „es soll die Herrlichkeit des neuen Hauses größer werden, als die des ersten war.“ Daß bald an der Stelle

des alten ein viel schöneres neues Gotteshaus stand, welches der Gemeinde Kirchdorf zur Zierde und Ehre gereichte, ist, wenn auch nicht allein, so doch wesentlich sein Verdienst. Die schöne Kanzel der neuen Kirche, an welcher auch das Familienwappen der Ringier angebracht ist, ist sein Privatbeitrag an den Kirchenbau. — Nicht gar lange mehr, nachdem die neue Kirche durch ihn mit der trefflichen Weihe = Predigt „vom Segen, der von unserem Gotteshause ausgeht“, dem regelmäßigen Gottesdienst übergeben worden, war es seiner Gemeinde vergönnt, aus seinem Munde dort Worte des Lebens zu vernehmen. Nicht zwar waren es körperliche oder geistige Schwächen eines schon den 70er Jahren zugehenden Alters, die seine Prediger = Gabe gemindert hätten. Bis an's äußerste Ende seines Wirkens stand ihm diese voll zu Gebote. Von einer nervösen Kopf = und Glieder = Krankheit, die ihren Hauptgrund in geistiger Ueberanstrengung durch Arbeit hatte, ihm Anfangs der fünfziger Jahre lange, schwere Leiden und durch mehrere Jahre die Nothwendigkeit brachte, sich einen Amtsgehülfen beizuordnen, hatte er sich in späteren Jahren völlig erholt. Allein etwas Anderes würde ihn stets neu an den einbrechenden Lebens = Abend gemahnt haben, wäre anders er von Denen gewesen, die im Besitz der wünschbarsten und edelsten Güter geneigt sind desselben zu vergessen. Freude und Ehre erlebte er an seinen mit den Jahren aufgewachsenen Kindern, welche ihren geliebten Eltern, sie segnend, die köstlichen Früchte brachten, die eine weise und vortreffliche Kinder = Erziehung zu erhoffen berechtigt.

Welches Erdenglück aber ist frei von schmerzbringendem Beisatz? Und welches ist von bleibender Dauer? Wohl trug Dekan Ringier den unversteglichen Quell des bleibenden Glückes in sich. Niemand aber weniger, als er, suchte

den Himmel schon auf Erden. Und bis auch er dahin gelangte, wo das Stückwerk aufhört und das Vollkommene anfängt, ging's für ihn noch durch Tage tiefer Trauer. Seine obenerwähnten beglückenden Erfahrungen waren mit der Zunahme seines Alters verbunden. Und wo das junge Geschlecht zunimmt, ist die Generation, auf deren Schultern es steht, im Abnehmen begriffen. Es fing in der Kette der für's Leben mit ihm Verbundenen ein Ring um den andern zu brechen und auszufallen an. Erst schieden die von ihm entfernt lebenden Brüder und die Schwester, dann sein von ihm sehr geliebter Schwager, Fürsprech Wenger, Regierungsstatthalter des Amtsbezirks Sestigen. Der Tod manches lieben Freundes und Amtsbruders hatte ihm in Verbindung mit den Verlusten in seiner Verwandtschaft schon recht fühlbar die Wahrheit des Schleiermacher'schen Wortes erfahren lassen: „Mich tödtet das Sterben der Freunde“ (Monologen). — Das schwerste Wehe des Scheidens und Meidens stand ihm aber noch durch die Einbrüche bevor, welche der Tod in seinen engsten Familienkreis machte. Hier griff der Unerbittliche etwa im viertletzten Lebensjahre Ringiers auf dessen von ihm so innig geliebte Schwester Sophie, welche ihm so verständnißvolle, feinfühliges Freundin, in Freud und Leid glaubensstarke Theilnehmerin an seinem ganzen Leben gewesen war. Doch, wie bitter auch der Kelch war, der mit diesem schweren Verlust ihm gereicht wurde, seiner wartete doch noch ein bitterer. Während des Sommers 1878 hatte eine unheilbare schmerzhaftes Krankheit seine ihm ebenbürtige, vortreffliche Gattin, die nicht allein seine mit ihm geisteinige Lebensgefährtin und treueste Mutter seiner Kinder, sondern auch im besten Sinne des Wortes wirklich die Pfarrerin der Gemeinde, Freundin, Beratherin, Helferin aller Rath-, Hülf- und Trostbedürftigen war, auf's

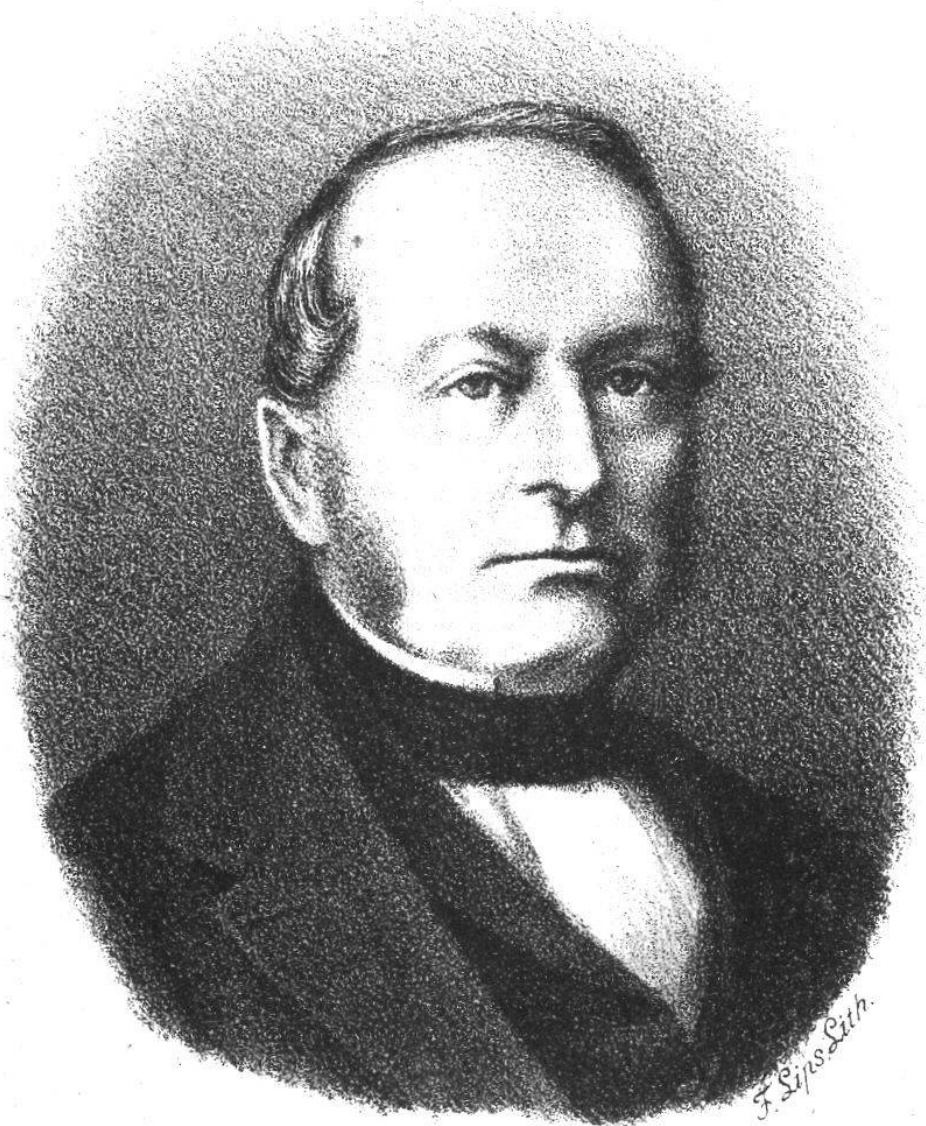
Krankenbett geworfen. Umsonst bemühte sich die zärtlichste Liebe der Ihren, des eigenen Sohnes ärztliche Kunst, und der treuen Tochter Tag und Nacht an die Pflege der Mutter hingeebene Sorge. Im September 1878 schloß sich ihr Auge für diese Welt. Segnend und gesegnet wohl; erloschen aber doch war mit dem Brechen des Auges dieser Hausmutter der lieblichste Hauschein. Das zerrissene Herz des nun einsam gewordenen Gatten richtete sich am liebsten an der Zuversicht auf: „O, bald folge ich dir nach zu deinem Gott und zu meinem Gott!“ — Und in der That schien es in der nächsten Zeit fast, als wolle die in sein innerstes Leben greifende Seelen-Erschütterung das „bald, bald“ der Nachfolge an den Ort der Seligen wahr machen helfen. Doch war dem so tief Betroffenen ein stärkendes Heilmittel geschenkt, durch das er wenigstens so weit wieder gesundete, daß er im Winter 1878/79 mit unerwarteter Rüstigkeit und Freudigkeit der vollen Bedienung seines Pfarramtes in allen Zweigen desselben, ohne Hülfe anzusprechen, obliegen konnte. — Am 25. April zog er sich bei einer amtlichen Verrichtung in der Kirche eine Erkältung zu. Aus dieser entwickelte sich rasch eine sehr vehemente Lungenentzündung, welche nach fünf Tagen auch an ihm die Lösung der zeitlichen Verbindung von Leib und Seele vollbracht hatte. Am 30. April des Jahres 1879 schloß sich das Auge, aus dem stets ein so reines und mildes Feuer eines reichen Geistes geleuchtet, eine so unverwüßliche und leutselige Menschenliebe in Anderer Auge und Herz gestrahlt und gern auch ein Blick gesalzenen, wenn auch nie absichtlich verletzenden, witzigen Humors gezeitet hatte. — Es schloß sich der Mund, der aus vollem Grunde des Herzens und der Erfahrung für so Viele Worte des Rathes, des Trostes, der Mahnung und

Stärkung, Worte des Lebens geboten hatte aus eigenem Leben, reich an Glauben, Liebe und Hoffnung. Doch er schloß sich nicht ohne in seinem letzten Wor'e noch ein Zeugniß zu reden für die Wahrheit des Wortes „es soll der Ackermann, der den Acker baut, der Früchte am ersten genießen.“ Dieses Zeugniß legte er den sein Sterbebette in unfäglicher Trauer umstehenden Seinen zum köstlichen Scheidevermächtniß ab, indem er da, wo es den letzten Feind zu überwinden galt, im Augenblicke des Ueberschrittes über die Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit, sich noch einmal wie ein im Schauen nach dem Glauben schon Verklärter, den Seinen mit dem in voller Klarheit des Geistes zugesprochenen Verheißungsworte des Sehers der Offenbarung zuwandte: „Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen — und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen!“ — So durfte er, ein eifrig treuer und stets klar auf's Hauptziel gerichteter Arbeiter in dem ihm für sein Leben angewiesenen Wirkungsfeld, auch für sich der beseligenden Frucht der Arbeit genießen, der sein Tagewerk geweiht war.

Was der Vollendete seiner Hausgemeinde, seiner Pfarrgemeinde, seinen Freunden nah und fern war, das bezeugte das aus tiefstem Grund eines dankerfüllten Herzens gesprochene und im Herzen Aller der vielen von nah und fern herbeigeströmten Mittrauernden vom Wiederhall der innigsten Zustimmung begleitete Wort, in welchem Herr Lehrer Schwarz von Nosten sein eigen und aller Anwesenden Gefühl am Sarge vor der Thüre des Pfarrhauses ausströmte. Mit den Worten, welche nach II. Kön. 2, 12, Elisa, seinem zum Himmel entrückten geistigen Vater Elias nachruft: „Mein Vater, o mein Vater!“ nahm auch

der Sprecher der dortigen Trauer-Versammlung von ihm tief bewegten Abschied, der ihm, wie so vielen Andern ein gesegneter Vater geistigen Lebens geworden war. — Und nicht leicht hätte Herr Pfarrer Güder von Thurnen seiner Leichenrede in der Kirche ein besser das Wesen und der Werth des nun in seine Ruhe Gegangenen ausdrückendes Bibelwort zu Grunde legen können, als das von ihm gewählte Zeugniß, mit welchem Jesus von seinem Vorgänger Johannes spricht: „Er war ein brennendes und scheinendes Licht; ihr aber wolltet eine Weile fröhlich sein von seinem Lichte.“ (Ev. Joh., 5, 35.)





Mit uns ja Gutes ja Klarem, No Liebe, trage die Sache des
Gemeinwohl, und wenn der Vorseher sein Geschick, das Wissen
der Religionen wahr ist.

J. Ringier Hr